

BRITTA HERRMANN

Für eine wahrhaft deutsche Kunst und Rede

Friedrich Schlegel und Adam Müller

In der Vorrede zum zweiten (und letzten) Jahrgang seiner Zeitschrift *Deutsches Museum* fühlt sich der Herausgeber Friedrich Schlegel 1813 zu einer Art Resümee veranlasst. Offenbar drängt es ihn, das Programm und das Ziel seines publizistischen Unternehmens genauer zu erläutern. Es ist nicht gerade bescheiden. Denn das *Deutsche Museum* soll dazu beitragen, »das ganze Gebäude einer neuen deutschen Geistesbildung, einer besseren Erkenntniß und Gesinnung, einer wahrhaft deutschen Kunst und Rede« emporwachsen zu lassen.¹ Nicht etwa nur widerspiegeln soll die Zeitschrift also die deutsche Geistesbildung und ihre epistemologischen, ethischen und literarischen Effekte, sondern sie zugleich hervorbringen.² Dies ist kein pädagogisches oder bildungstheoretisches Ziel, sondern ein eminent kulturpolitisches. Wie Schlegel nämlich ein Jahr zuvor, 1812, in seinen Vorlesungen über die *Geschichte der alten und neuen Literatur* verdeutlicht, ist er der Ansicht, dass die nationale Geistesbildung »oft auch in den Lauf der Weltbegebenheiten und in die Schicksale der Staaten eingreift«.³ Anders gesagt: Wenn Schlegel die »gesamnte deutsche Geistesbildung«⁴ beeinflussen will, dann sind damit zugleich staatstragende und politische Interessen verbunden. Und diese Interessen grundieren ihrerseits wieder den Entwurf einer »wahrhaft deutschen Kunst und Rede«.

1 Friedrich Schlegel: *Vorrede*. In: *Deutsches Museum* 3 (1813), S. 3 f.

2 Um die »Ausbildung des menschlichen Geistes« geht es explizit in Friedrich Schlegel: *Vorrede*. In: *Europa. Eine Zeitschrift* 1 (1803), S. 3–4, hier S. 3. Das Ziel dürfte sich im *Museum* jedoch nicht geändert haben.

3 Friedrich Schlegel: *Geschichte der alten und neuen Litteratur. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahr 1812*. Teil 1. Wien 1815, Deduktion (o. P.).

4 Schlegel: *Vorrede* (s. Anm. 1), S. 13.

Man könnte also sagen, dass es erstens um den Versuch einer gezielten Steuerung der gesellschaftlichen Einbildungskraft geht (das ganze Gebäude der Geistesbildung); zweitens darum, die Bedingungen der Signifikanzerzeugung neu zu justieren (eine bessere Erkenntnis und Gesinnung, eine wahrhaft deutsche Kunst und Rede); drittens darum, im Zuge dieser Neuausrichtungen selbst eine neue Signifikanz zu erzeugen (nämlich das wahrhaft Deutsche zu setzen und hervorzubringen); und viertens darum, dadurch auf rationale Weise mit der Macht umzugehen (den Lauf der Weltbegebenheiten und die Schicksale der Staaten lenken). Diese kulturpolitischen Vorstellungen verbinden Schlegel mit Adam Müller. Im Folgenden sollen nun kursorisch Parallelen und Berührungspunkte zwischen beiden dargestellt und dabei aufgezeigt werden, wie erstens vor allem das Kommunikationsmedium Zeitschrift als kulturpolitisches Instrument konzipiert ist und welche gesellschaftlichen, sprach- und literaturbezogenen Konzepte zweitens damit verbunden sind.⁵ Der Beitrag gliedert sich in vier Teile: 1. Literatur und praktische Wirklichkeit; 2. Literatur als kulturelles Kapital; 3. Mediale Konstruktion des Nationalcharakters; 4. Die Erziehung von Ohr und Auge durch Rede und Schrift.

- 5 Dies kann freilich nur exemplarisch und sehr fokussiert geschehen. Es würde das Ziel dieses kleinen Artikels bei Weitem übersteigen, zur weiteren Stützung der Argumente die Vorgeschichte und generelle Entwicklung der romantischen Zeitschriftenprojekte einzubeziehen. So interessant es wäre, dies zu tun und beispielsweise den gesamten Wandel der Zeitschriftenkultur von der Aufklärung zur (späten) Romantik mitzubedenken oder gar unterschiedliche Konnotationen von ›Nation‹ in den jeweiligen Zeitschriftenprojekten samt der damit verbundenen kulturpolitischen Strategien zu eruieren – alles dies ist bislang schlicht nicht erforscht. Einzelne Ansätze finden sich in Johannes Bobeth: *Die Zeitschriften der Romantik*. Leipzig 1911, oder bei Jan Papiór: »Friedrich Schlegels Wandel zwischen universalen und partikulären Begriffsbestimmungen. Am Beispiel der Termini: Nation, Literatur, Nationalliteratur«. In: *Germanica Wratislaviensia* 67 (1988), S. 65–78. Weitere Hinweise werden dankend entgegengenommen.

1. Literatur und praktische Wirklichkeit

Den Inbegriff und Schlüssel des »intellektuellen Lebens einer Nation« und seiner Steuerung findet Schlegel in der Literatur. Er denkt dabei jedoch nicht etwa an eine Literatur, die idealistischen Konzepten und Utopien verpflichtet ist, sondern an eine Literatur, die mit der praktischen Wirklichkeit verbunden sein soll.⁶ Ein solches Literaturverständnis trachtet Schlegel auf verschiedenen Ebenen zu realisieren, nicht zuletzt in und mit seinen Zeitschriftenprojekten.

Der Anschluss an die praktische Wirklichkeit manifestiert sich hier zunächst einmal in der seit Gründung des *Athenaeums* 1798 verfolgten Idee, wie ein Brennglas alle Strahlen der Bildung zu vereinen⁷ und folglich nicht nur literarische, sondern mannigfaltige Beiträge mit mannigfaltigen Gegenständen zu versammeln.⁸ Schlegels letzte Zeitschrift, *Concordia*, repräsentiert mit ihren philosophischen, theologischen, ökonomischen, nationalpolitischen, literatur- und kunstkritischen Beiträgen eine solche enzyklopädische oder auch »organische« Einheit zweifelsohne in ihrer deutlichsten Form.⁹ Doch verbindet die Idee einer derartigen Beitragsorganisation letztlich alle vier Zeitschriftenprojekte Schlegels.¹⁰

Freilich ist Schlegels Ansatz nicht singulär. Mindestens ein anderes romantisches Zeitschriftenprojekt verfolgt dasselbe organische Ziel, verschiedene Textsorten und Kommunikationsebenen miteinander zu verbinden und sich gegenseitig gleichsam dialogisch durchdringen und befruchten zu lassen. Das ist die von Adam Müller und Heinrich von Kleist 1808 herausgegebene Zeitschrift *Phöbus. Ein Journal für die Kunst*. In seinen hier erschienenen

6 Schlegel: *Geschichte der alten und neuen Litteratur* (s. Anm. 3), Deduktion (o. P.).

7 Vgl. Ernst Behler: »Concordia. Die Geschichte einer Zeitschrift«. In: *Concordia. Eine Zeitschrift*. Hg. von Friedrich Schlegel. Mit einem Nachwort zur Neuausgabe von Ernst Behler. Darmstadt 1967, Anhang S. 5–51, hier S. 7.

8 Schlegel: *Vorrede* (s. Anm. 2), S. 3.

9 Vgl. Behler: »Concordia« (s. Anm. 7), S. 7.

10 S. Ernst Behler: *Die Zeitschriften der Brüder Schlegel. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik*. Darmstadt 1983, S. 6.

230 *Vorlesungen über das Schöne*, aber auch schon in den 1806/1807 gehaltenen *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur*, wendet sich Adam Müller sogar ganz programmatisch gegen eine Abtrennung der Literatur von staatlichen, ökonomischen, religiösen, wissenschaftlichen, philosophischen, gesellschaftlichen, aber auch anthropologischen Zusammenhängen.¹¹ Denn für Müller bildet »die beständige Wechselwirkung« der verschiedenen Disziplinen, Mentefakte und Denkmuster »den wahren, echtkräftigen, echt-menschlichen Charakter unsres Lebens«.¹²

Friedrich Schlegel hatte 1808 Müllers *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur* rezensiert. Er sollte dann als Mitarbeiter des *Phöbus* gewonnen werden. Ende November 1808 erfolgte eine entsprechende öffentliche Ankündigung. Schlegel wird sich also ebenso mit dem Konzept dieses Unternehmens vertraut gemacht haben wie Müller mit Schlegels Arbeiten bekannt war. Der *Phöbus* wurde jedoch mit dem Dezember-Heft aus finanziellen Gründen eingestellt, zur avisierten Zusammenarbeit kam es nicht mehr. Stattdessen schreibt Adam Müller später im *Deutschen Museum* und in der *Concordia* sowie in der zeitweilig von Schlegel herausgegebenen *Wiener allgemeinen Literaturzeitung* mit. Aber er verfertigt gleichfalls Beiträge für Kleists *Berliner Abendblätter*, eine Zeitschrift, die das organische Moment 1811 noch einmal besonders stark macht.¹³

Wie genau die Ideenzirkulation zwischen Müller und Schlegel einerseits und Müller und Kleist andererseits verlaufen ist, lässt sich hier nicht genau sagen, da sie weitgehend unerforscht ist.

11 S. auch Christian Meierhofer: »Hohe Kunst und Zeitungswaren. Kleists journalistische Unternehmen«. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 131 (2012), S. 161–190, hier S. 171.

12 Adam Müller: *Kritische, ästhetische und philosophische Schriften*. Kritische Ausgabe. 2 Bde. Hg. von Walter Schroeder u. Werner Siebert. Neuwied/Berlin 1967, Bd. 2, S. 246. Das ist vor dem Hintergrund von Müllers Philosophie des Gegensatzes zu verstehen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

13 Die »außergewöhnliche Mischung von Textsorten« und die überaus raffinierte »Verschleifung zwischen Literatur und Gebrauchstext« in den *Abendblättern* betont Sibylle Peters: »Berliner Abendblätter«. In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/Weimar 2009, S. 166–172, hier S. 167 und S. 170.

Karl Mannheim hat in seiner wissenssoziologischen Studie über den Konservatismus jedoch verdeutlicht, dass Müller als jemand betrachtet werden muss, der »äußerst viel dazu beigetragen hat, die faktische Denkweise eines Zeitalters« zu prägen.¹⁴ Sein Einfluss sollte also nicht unterschätzt werden. Über das Verhältnis zwischen Kleist und Müller gibt es wenige, aber immerhin einige Untersuchungen,¹⁵ wohingegen die mögliche literatur- und kulturpolitische Wechselwirkung zwischen Schlegels und Müllers Arbeiten ein ziemliches Desiderat darstellt. Die ältere Forschung hat wohl betont, dass Müller sich in seinen literarischen Vorlesungen mit Schlegel auseinandergesetzt hat.¹⁶ Doch wurde die umgekehrte Frage kaum gestellt, nämlich inwiefern sich Schlegel mit Müller, seinem Literaturkonzept und seinen kulturpolitischen Ideen befasst hat. Man weiß immerhin, dass Schlegel nicht nur durch die *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur* mit Müllers Vorstellungen vertraut war, sondern auch Müllers *Elemente der Staatskunst* begeistert rezipiert hat.¹⁷ In beiden

14 Karl Mannheim: *Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens*. Hg. von David Kettler, Volker Meja u. Nico Stehr. Frankfurt a. M. 1984, S. 149.

15 Zu nennen sind etwa Günter Rudolph: »Adam Müller und Kleist. Über die sozialökonomische Ausprägung der deutschen Romantik in ihren Bezügen zur spezifischen Form der Romantik«. In: *Weimarer Beiträge* 24, 7 (1978), S. 121–135; Karin Richter: »Der ›böse Dämon‹ in der deutschen Romantik: Betrachtungen zum Werk und Wirken Adam Heinrich Müllers (1779–1829)«. In: *Weimarer Beiträge* 25, 5 (1979), S. 82–105; Peter Foley: *Heinrich von Kleist und Adam Müller. Untersuchung zur Aufnahme idealistischen Ideenguts durch Heinrich von Kleist*. Frankfurt a. M. u. a. 1990; Klaus Peter: »Kleist und Adam Müller. Stationen einer literarischen und politischen Freundschaft«. In: ders. (Hg.): *Ikarus in Preußen. Heinrich von Kleists Traum von einer besseren Welt*. Heidelberg 2007, S. 93–130.

16 Müller gilt in der älteren Forschung gar als Schlegels (kritischer) Verehrer (siehe den Kommentar in Müller: *Kritische, ästhetische und philosophische Schriften* [s. Anm. 12], Bd. 2, S. 358–382, hier S. 361.) Die hier angegebene Ausgabe und Seitenzahl von August Kobersteins *Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur* ließ sich allerdings nicht verifizieren. S. <https://archive.org/stream/grundrissdergesco3kobeuoft#page/34/mode/2up> (letzter Zugriff 02.10.2014).

17 Hans-Jochen Marquardt: »Zur ästhetischen Theorie des deutschen Frühkonservatismus. Friedrich Schlegels und Adam Heinrich Müllers

232 Schriften vertritt Müller ein historisch-funktionales, organisches und nationalpolitisch ausgerichtetes Konzept von Kunst, dem Schlegels Forderung nach einer Literatur, die an die praktische Wirklichkeit gekoppelt ist, in mancherlei Hinsicht entspricht.¹⁸ Und wie bei Schlegel zielt auch die von Müller entworfene Rolle der Zeitschriften auf Eingriffe in die gesellschaftliche Geistesbildung und das Staatsschicksal. Grundierend hierfür ist Müllers nationalökonomisches und staats-theoretisches Denken, auf dass ich nun kurz eingehen will.

2. Literatur als kulturelles Kapital: historische, ökonomische und nationalpolitische Funktionalisierung

In seinen *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur* entwickelt Müller ab 1806 seine Vorstellungen über die einzuschlagende »Richtung und Bewegung des deutschen Geistes« und weist darin den Zeitschriften und der Literaturkritik eine neue Rolle an: nicht mehr bloße »Kommunikationsanstalten« zu sein, sondern kritische Institute zu werden. Als solche sollen sie für eine Eingliederung der Literatur in den gesellschaftlichen Prozess sorgen; und zwar, indem sie die »Lustplätze der Poesie« mit den »Sorgenstätten des häuslichen Lebens« bzw. mit dem »schmutzige[n], irdische[n] Gewerbe« vereinen. Dadurch soll die kulturstiftende und gemeinschaftsbildende Funktion von Literatur – sei sie Kunst, sei sie Wissenschaft – befördert werden. Denn in der Literatur ist laut Müller »das Recht und die Erinnerung und der Geist aller Zeiten« gespeichert. Angesichts der napoleonischen Kriege plädiert er dafür, diesen Speicher oder dieses Archiv aus »deutscher Schrift und Kunst« zu nutzen und zu pflegen, um die nationale Identitätsbildung zu befördern und mit ihr der »Unzufriedenheit der Gegenwart« und dem »Unglück Deutschlands«

Wiener Vorlesungen von 1812«. In: *Acta Germanica* 23 (1995), S. 21–39, hier S. 25.

18 In seiner Abhandlung über *Die Signatur des Zeitalters* setzt sich Schlegel auch ganz direkt mit Müller auseinander (Friedrich Schlegel: *Die Signatur des Zeitalters*. In: *KFSA* 7, S. 483–596).

zu widerstehen.¹⁹ Die kultur-, staats- und gesellschaftspolitische Funktion von Literatur besteht für Müller also darin, das kulturelle Gedächtnis zu erhalten, mentalitätshistorische Kontinuitäten zu stiften und dadurch zur Schaffung und Aufrechterhaltung einer sowohl ideellen Gemeinschaft als auch einer staatsrechtlichen Einheit, die sich als deutsche Nation betiteln ließe, beizutragen. Dies gelingt aus Müllers Sicht jedoch nur, wenn die Poesie nicht allein auf einen elitären ästhetischen Diskurs verwiesen bleibt, sondern mit den »Sorgenstätten des häuslichen Lebens«,²⁰ also mit der auch von Schlegel eingeforderten praktischen Wirklichkeit, in Beziehung gesetzt werden kann. Und eben dies sollen die Zeitschriften leisten.²¹

In seinen *Elementen der Staatskunst* (1809) geht Müller noch einen Schritt weiter und integriert das mentalitätsformende Vermögen von Kunst, Wissenschaften und auch von Religion in das Konzept einer Nationalökonomie. Lange vor Bourdieu verdeutlicht er, dass es neben physischem oder materiellem Kapital – bei Müller sind das Land, Arbeit, Geld, Warenproduktion – auch ein geistiges oder kulturelles Kapital gibt,²² welches für das Funktionieren und Überleben eines Staates notwendig ist. Rede, Wissenschaft und Schrift sind für Müller die tragenden Elemente dieses Kapitals. Sie begründen nicht zuletzt das Nationalgefühl, das einen Staat überhaupt erst gegen seine inneren wie äußeren Feinde bestehen lässt.

19 Adam Müller: *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. Gehalten zu Dresden im Winter 1806*. In: ders.: *Kritische, ästhetische und philosophische Schriften* (s. Anm. 12), Bd. 1, S. 12–137, Zitate S. 135, S. 48, S. 54, S. 137, S. 13, S. 136.

20 Ebd., S. 54.

21 Müllers damit verbundenes Konzept der Literaturkritik kann hier nicht ausführlich dargestellt werden. S. dazu Matthias Luserke-Jaqui: »Adam Müllers Begriff der vermittelnden Kritik von 1806 als Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Literaturkritik«. In: *Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit. DFG-Symposium 1989*. Hg. von Wilfried Barner. Stuttgart 1990, S. 140–154.

22 Bourdieu ist freilich differenzierter und unterscheidet nicht nur zwei, sondern vier Kapitalsorten – ökonomisches, kulturelles, symbolisches und soziales Kapital (Pierre Bourdieu: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt a. M. 1999).

Wie die materiellen Güter müssen auch die Elemente des kulturellen Kapitals kultiviert und in Bewegung gebracht werden. Zur Vermehrung und Zirkulation dieses Kapitals trägt neben dem geselligen Leben im besten Fall, so Müller, die »wissenschaftliche Industrie« bei, aber eben auch das Journal. Dies gelingt jedoch nur, wenn die bestehende Arbeitsteilung und damit Spaltung zwischen literarischem Handwerk (also wohl der praktischen Wirklichkeit des wissenschaftlichen oder publizistischen Schreibens) und Künstlertum aufgehoben ist und wenn nicht mit einer dunklen Terminologie eine Art geistige Privatwirtschaft betrieben wird.²³

Das dann von Schlegel 1813 im *Deutschen Museum* dargelegte Programm, eine allgemeine Zeitschrift für ganz Deutschland bieten zu wollen, die dazu beitragen will, »das ganze Gebäude einer neuen deutschen Geistesbildung, einer besseren Erkenntniß und Gesinnung, einer wahrhaft deutschen Kunst und Rede« emporwachsen zu lassen,²⁴ weist einige Übereinstimmungen mit den soeben dargestellten Ausführungen Müllers auf. Nicht zuletzt Schlegels Idee, die Basis für diese neue deutsche Geistesbildung in einer verständlich dargebotenen »Philosophie des Lebens«²⁵ zu sehen, gehört dazu. Denn diese Philosophie steht dezidiert in Opposition zu einer privatisierenden, »dunklen Terminologie«, welche laut Müller die Vermehrung und Zirkulation des geistigen Kapitals behindert; genauer gesagt steht sie in Opposition zur »Chiffersprache« Kants und seiner Adepten.²⁶ Sie und überhaupt die Folgen der Kantschen Philosophie zu revidieren, darin

23 Adam Müller: *Elemente der Staatskunst*. Mit einer Einführung von Jakob Baxa. 2 Bde. Jena 1922, Bd. 2, S. 32–35, Zitat S. 32. Wie es scheint, vertrat Müller die Auffassung, dass jegliche Form von Privatkultur zu Lasten von Nationalität und Gemeinschaftskultur geht. S. dazu Ludwig Elm: »Adam Müller (1779–1829) und die frühe konservative Kulturauffassung«. In: Erhard Lange (Hg.): *Philosophie und Kunst. Kultur und Ästhetik im Denken der deutschen Klassik*. Weimar 1987, S. 242–250, hier S. 248.

24 Schlegel: *Vorrede* (s. Anm. 1), S. 3 f.

25 Ebd. Schlegel sieht diese Philosophie vorwiegend in seinen eigenen Beiträgen realisiert (ebd., S. 4).

26 Schlegel: *Geschichte der alten und neuen Litteratur* (s. Anm. 3), Teil I, S. 309. Weitere Ausführungen zu Kant ebd., S. 308–314. Zu Schlegels negativer Beurteilung der Kantianer s. auch schon Friedrich Schlegel: *Literatur*. In: *Europa* 1 (1803), S. 41–63, hier S. 46: Kants Philosophie sei »sogleich in eine

sieht Schlegel eine der »großen Aufgaben des Zeitalters«. ²⁷ Da für Schlegel die Geschichte der Philosophie (und ihre Revision) untrennbar mit einer Literatur verbunden ist, die »Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation« ²⁸ sein soll, folgert er: Es kann »auch in Beziehung auf Litteratur von einer deutschen Nation, ihrem Geist und Charakter« erst mit abnehmendem »Sectengeist« die Rede sein. ²⁹ Das forciert ›Eigentümliche‹ der Kantianer, ihre geistige Privatwirtschaft also, passt nicht zu diesem Literaturbegriff. Schlegel macht 1812 in seinen Wiener Vorlesungen über die *Geschichte der alten und neuen Litteratur* deutlich, wie seine Revision aussieht: Er trachtet danach, »ein Bild im Ganzen« zu zeichnen ³⁰ und durch diese Rahmung, aber auch durch eine literarhistorische Narration und universale Fiktion stärker in die Literatur und ihre Entwicklung einzugreifen, als ihm dies bis dato gelungen ist. ³¹

Die von Schlegel intendierte Anbindung der Literatur an die praktische Wirklichkeit, die er auch in der Widmung seiner Wiener Vorlesungen an Metternich betont, ³² erfolgt also auf mehreren Ebenen: Erstens über die vernetzende Organisation heterogener Themen und Texte innerhalb der einzelnen Zeitschriftenprojekte – von der Kriegskunst über Agrarökonomie bis zur Kunstkritik. Diese Pluralität zieht sich wie ein roter Faden von den frühen zu den späten Unternehmungen.

Zweitens erfolgt die Vermittlung mit der praktischen Wirklichkeit über eine historische und nationalpolitische Kontextua-

Sekte und Epidemie ausgeartet, die schlimmer und geistesarmer war, als eine der vorhergehenden.«

27 Schlegel: *Geschichte der alten und neuen Litteratur* (s. Anm. 3), Teil 1, S. 314.

28 Ebd., S. XIV.

29 Ebd., S. 324.

30 Ebd., S. 2.

31 Ebd., S. X–XII.

32 Ebd., o. P. [1 f.]: »Denn mein vorzüglichster Wunsch war es, der großen Kluft, welche immer noch die literarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegenzuwirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geistesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schicksale der Staaten eingreift.«

236 lisierung und Valorisierung der Literatur.³³ Diese mag Ausdruck eines erst nachrevolutionären Paradigmenwechsels innerhalb der literarischen Werteorientierung sein,³⁴ eines *conservative turn*, den Müller und Schlegel entweder nur parallel durchmachen³⁵ oder aber in gegenseitiger Beeinflussung.³⁶

Drittens aber, und darauf will ich nun zu sprechen kommen, erfolgt die Anbindung der Literatur an die praktische Wirklichkeit auch durch das Medienformat der Zeitschrift selbst. Für Schlegel hat die Zeitschrift, wie die wiederholten Herausgeber- und Publikationstätigkeiten zeigen, einen zentralen Stellenwert. Man kann wohl sagen, dass sie aufgrund der Distribution und der kommunikativen Ausrichtung für Schlegels, aber auch für Müllers, kulturpolitisches Wirken eine, wenn nicht *die* zentrale Rolle spielt. Die Zeitschrift bildet das geeignete Instrument, eine überregionale Sprach- und Literaturpolitik zu betreiben, im Sinn einer universellen »Nationalbildung« (Schlegel) und »um unsere Literatur geltend zu machen« (Müller).³⁷ Dies werde ich im Folgenden darstellen und anschließend noch kurz skizzieren, welche

33 S. auch ebd., S. 2, wo Schlegel ankündigt, die Literatur in ihrem Einfluss auf das Schicksal der Nationen und den Gang der Zeiten darzustellen – und dies eben als den Einfluss der Literatur auf das wirkliche Leben charakterisiert.

34 Politisch wurde ein Dreischritt vom Republikanismus über die Monarchie zur Theokratie konstatiert. S. Reinhard Urbach: »Romantische Theorie und politische Praxis in Österreich zwischen Restauration und Ständestaat«. In: Alexander von Bormann (Hg.): *Ungleichzeitigkeiten in der europäischen Romantik*. Würzburg 2006, S. 365–394, hier S. 371.

35 So die These von Marquardt: *Zur ästhetischen Theorie des deutschen Frühkonservatismus* (s. Anm. 17), S. 25.

36 Der Frage, ob es sich dabei wirklich um einen Paradigmenwechsel handelt oder nicht lediglich um eine Perspektivenverschiebung, soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Schlegel selbst freilich sieht seine eigenen Arbeiten mindestens seit 1802, aber eigentlich schon seit den griechischen Studien in den 1790er Jahren in einem kontinuierlichen Entwicklungs- und Ausarbeitungsprozess (Schlegel: *Geschichte der alten und neuen Litteratur* [s. Anm. 3], Teil I, IX–XII).

37 Friedrich Schlegel: *Ankündigungen [Deutsches Museum]*. In: *KFSA* 3, S. 339–342, hier S. 339; Müller: *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur* (s. Anm. 19), S. 40.

3. Mediale Konstruktion des Nationalcharakters

In Schlegels Fragmenten zur Philosophie finden sich einige aufschlussreiche Stellen zur näheren funktionalen und theoretischen Bestimmung der Zeitschrift bzw. des Journals. So zählt Schlegel die pragmatische Gattung, mit ihren kommerziellen und eben oft auch politischen Interessen, zur kritischen und ›unbestimmt chaotischen‹ Literatur.³⁸ Sie bietet ihm eine dynamische Form der Kontaktaufnahme zum breiten Publikum. Neben Drama und Roman ist das Journal für ihn sogar *die* mediale Form einer Popularisierung von Ideen und somit auch für die geistige Bildung einer großen Menge von Lesern.³⁹ Vor diesem Hintergrund verdeutlicht Schlegel 1813, dass die Zeitschrift, in diesem Fall das *Deutsche Museum*, »nach allen Kräften« dazu beitragen soll, regionale oder lokale Eigenheiten zwischen den Lesern der verschiedenen Staaten von Österreich bis Norddeutschland zu überwinden. Der kulturpolitische Zweck dieses Unternehmens liegt darin, »daß dieser [staatspolitische] Unterschied in der Literatur allmählig ganz aufhörte, und wir in der Geistesbildung ungetrennt, mehr und mehr eine Nation wären und würden«.⁴⁰ Es geht also um die Herstellung einer ideellen Gemeinschaft und um die mentale Formung einer Nation über die realen Staatengrenzen hinweg.⁴¹

38 Friedrich Schlegel: *Zur Philosophie nro. I. Paris. 1802 Jul.* In: *KFSA* 18, S. 423–468, hier S. 456, Nr. 253.

39 Ebd., S. 455, Nr. 248. Vgl. auch Behler: *Die Zeitschriften der Brüder Schlegel* (s. Anm. 10), S. 8.

40 Schlegel: *Vorrede* (s. Anm. 1), S. 14.

41 Es mag sein, dass hier eine Einheit entworfen wird, von der Schlegel durchaus bereits erkannt hat, dass sie gar nicht herstellbar ist oder dass für ein solches Ziel der Absatz und die Verbreitung seiner Zeitschrift nicht taugt, die ja kurz darauf eingestellt werden musste. Dennoch bildet diese Einheit offenkundig eine leitende (Wirkungs-)Fiktion, mit der Schlegel zahlende Käufer anzuwerben und den Erhalt seiner Zeitschrift zu befördern erhoffte.

Müller will etwas ganz Ähnliches. In seinen Vorlesungen *Von der Idee der Schönheit* entwirft er eine Rede und Poesie, die von Holstein bis in die Schweiz allen Stämmen in Wort und Klang verständlich sein soll sowie dem Ohr und Gemüt »vaterländisch, heimlich, kraftvoll, treuherzig und doch anmutig« wird.⁴² Nicht einer bestimmten Gegend soll diese Rede und Poesie noch zugehörig sein, man soll nur bemerken, dass ihr Urheber »ein Deutscher sei«.⁴³ Keine regionalen Identitäten und Partikularitäten also. Um dies zu erreichen und die Schönheit der deutschen Sprache dennoch in all ihren Ausprägungen zu erhalten, gilt es, die Dialekte mit dem Hochdeutschen harmonisch zu vermitteln. Ein synthetisches Deutsch ist demnach das Ziel. Müller führt diesen Gedanken in seinen 1812 gehaltenen und 1816 publizierten Vorlesungen mit dem Titel *Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland* weiter aus. Dort schreibt er, es gelte »die breiten rauen Töne der Landsleute im Gebirg« mit der »sächsische[n] Buchsprache« zu vereinen, denn das »Allgemeine entsteht nicht durch das Wegwerfen des Besonderen«. Und Müller setzt fort: »Die Örter sind, was die Sprache angeht, gleich gut: sie müssen echt republikanisch alle gelten, sie müssen alle ihre Stimme hergeben, wenn ein guter deutscher Sprecher werden soll«.⁴⁴ Was hier also entstehen soll, ist eine republikanische Sprachunion. Sie würde, aufgrund der sprachlichen Einheit, eine einheitliche Mentalität oder einen »Gemeingeist« aufweisen, der sich eine »vollständige Nationalexistenz« verdient habe.⁴⁵

Durch eine solche Sprachunion würde sich auch die Literatur verbessern. Denn derzeit, so Adam Müller, ringt der einzelne Dichter mit einer Sprache, die nicht nur zerspalten und folglich suboptimal klingend und ausdrucksfähig ist, sondern die auch noch durch zwei Dinge fremdbestimmt wird: durch das Französische,

42 Adam Müller: »Von der Idee der Schönheit«. In: ders.: *Kritische, ästhetische und philosophische Schriften* (s. Anm. 12), Bd. 2, S. 9–149, hier S. 33.

43 Ebd.

44 Adam Müller: *Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland*. In: ders.: *Kritische, ästhetische und philosophische Schriften* (s. Anm. 12), Bd. 1, S. 297–451, hier S. 381. Zitate zuvor: S. 380.

45 Müller: *Von der Idee der Schönheit* (s. Anm. 42), Bd. 2, S. 33.

das in den höher gestellten und gebildeten Kreisen gesprochen wird, und durch die Buchdruckerkunst mit ihren toten Lettern.⁴⁶ Folglich kann der Dichter nicht alle Register ziehen, um dasjenige in einem lebendigen Deutsch auszudrücken, was er denken und sagen will. Es herrscht vielmehr ein gewisses »Missverhältnis zwischen dem Wollen und dem Vermögen«⁴⁷ der Dichter und der Literatur:

In dem einen Augenblick hantieren wir mit der Sprache despotisch und eigenmächtig, als wenn sie ein erfundenes Wesen, eine Art von Chiffre oder Signal wäre, das man willkürlich verändert, wenn der Schlüssel in Feindes Hände gefallen ist; in dem anderen Augenblick hantiert dafür die Sprache mit uns, verwandelt wider unsern Willen die Gedanken unter unsern Händen, zähmt sie, bändigt sie. —⁴⁸

Mit dieser Beobachtung, die stark an Novalis' *Monolog* erinnert,⁴⁹ verbindet sich für Müller jedoch keine romantische Sprachskepsis oder eine Feier der Unverständlichkeit (wie einst bei Friedrich Schlegel), sondern die nahezu Wittgenstein'sche Erkenntnis, dass der Einzelne nicht über die Sprache hinaus denken kann und soll.⁵⁰ Mit ›Sprache‹ meint Müller an dieser Stelle nicht die menschliche

46 Müller: *Zwölf Reden* (s. Anm. 44), S. 297 und S. 299.

47 Ebd., S. 306.

48 Ebd., S. 304.

49 Hier wird die Sprache ironisch als ein Zeichenspiel dargestellt, das nur mit sich selber spielt und dem sich der Sprecher oder Autor unterwerfen muss, um keinen Unsinn zu reden (Novalis: *Monolog*. In: ders.: *Schriften*. Hg. von Paul Kluckhohn u. Richard Samuel. 2., nach den Handschriften erg. u. verb. Aufl. Bd. 3: *Das philosophische Werk II*. Hg. von Richard Samuel. Darmstadt 1968, S. 672).

50 Müller: *Zwölf Reden* (s. Anm. 44), S. 304 f.: »Der Mensch soll nicht denken über die Sprache hinaus oder in Gedanken weiter schweifen als die Sprache reicht: die Grenzen der Sprache sind die göttlichen Grenzen, die allem unserm Tun und Treiben angewiesen sind [...].« Vgl. Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. Frankfurt a. M. 2003, S. 7: »Die Grenze [des Denkens – B. H.] wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.« Und natürlich S. 86, Satz 5.6: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.«

Rede im Allgemeinen (das, was de Saussure ›langage‹ genannt hat), sondern das einzelsprachliche Regelsystem und Lexikon (von de Saussure als ›langue‹ bezeichnet). Müller erkennt offenbar, was Linguisten immer noch untersuchen, nämlich dass das System der Einzelsprache mentale Akte und Konzeptualisierungsprozesse auf spezifische Weise beeinflusst,⁵¹ und er betont die Relevanz der ›langue‹ für das individuelle Denken und Dichten. Denn nicht im Kampf mit den kulturellen Eigenheiten und Beschränkungen der Sprache, sondern erst, wenn »das Vaterland mit uns denkt durch die Sprache«, entstehen gute Gedanken.⁵² Und gute Literatur, möchte man hinzufügen. Aus diesem Grund müssen Schrift-Steller und Papiergelehrte erstens nach einer Harmonie ihres Denkens mit der »wirklichen Sprache« streben statt eigene Terminologien erfinden zu wollen;⁵³ und zweitens muss diese Sprache, die ›langue‹, durch die bereits skizzierte republikanische Vereinigung all ihrer Partikularismen ihre volle Ausdruckskraft noch entfalten.

Sowohl Schlegels gesamtdeutscher Literaturentwurf als auch Müllers Utopie einer Einsprachigkeit zielen darauf ab, eine durch die deutsche ›langue‹ geprägte, in Kunst und Wissenschaft sich archivierende Mentalitätsgemeinschaft zu entwickeln. Oder, mit Schlegel gesagt: »Der deutsche Nationalcharakter muß gemacht und construiert werden«.⁵⁴

Hinderlich dabei ist das alte Problem des deutschen Dezentralismus. Da es, wie schon Goethe 1795 in seinem Aufsatz über den literarischen Sansculottismus konstatiert hat, nirgends in Deutschland einen Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung gibt⁵⁵ und weil, wie Müller feststellt, »ein sichtbares Zentrum der

51 S. etwa Andreas Gardt: »Beeinflusst die Sprache unser Denken? Ein Überblick über Positionen der Sprachtheorie«. In: Andrea Lehr u. a. (Hg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*. Berlin/New York 2001, S. 19–39.

52 Müller: *Zwölf Reden* (s. Anm. 44), S. 304 f.

53 Ebd.

54 Friedrich Schlegel: *Philosophische Fragmente. Zweite Epoche I*. In: *KFSA* 18, S. 195–321, hier S. 269, Nr. 889.

55 Johann Wolfgang Goethe: *Literarischer Sansculottismus*. In: ders.: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*. Bd. 18. Hg. von Friedmar Apel. Frankfurt a. M. 1998, S. 319–324, hier S. 321.

geselligen Schönheit, eine Hauptstadt« fehlt,⁵⁶ gibt es keinen Ort, an dem das Deutsche sich in Poesie und Gespräch herausbilden und verfeinern könnte. Zudem dürfte man dann im geselligen Umgang nicht Französisch sprechen. Die Lücke des gesellschaftlichen Zentrums und der Herausbildung der deutschen Kunst und Rede soll daher nun, wie gesagt, das überregionale ›Massenmedium‹ Zeitschrift füllen, indem es die Vergesellschaftung und Vermittlung der deutschen Sprache zwischen Bergvolk und sächsischer Buchkultur befördert.

Dabei kommt der Gattung des Journals auch ihre dynamische Form zugute. Sie ergibt sich sowohl aus der bereits angesprochenen Vielfalt der abgehandelten Gegenstände, Stimmen, Ideen und Skizzen⁵⁷ als auch aus dem Anspruch, eine gewisse Dialogizität mit dem Leser herzustellen. Entsprechend schreibt Schlegel in den philosophischen Fragmenten: »Ein Journal soll vorzüg[ich] *Gespräche mit d[em] Leser* enthalten. –«⁵⁸ Der Sinn eines solchen »recht bunten und klugen Gesprächs« besteht nun aber nicht darin, den Leser zu erziehen oder ihm Meinungen vorzugeben, wie Adam Müller im *Phöbus* verdeutlicht, wo auch er das Journal als dialogisches Medium vorstellt. Das Gespräch soll den Lesern keine »Gefühle aufdringen und Genüsse« einreden, sondern von einem Gegenstand verschiedene Perspektiven und Wirkungen vorstellen, damit der Leser, wenn er so ist, »wie wir Dich wünschen«, seine Ansicht »zu einer allgemeinen und geselligen läutern« kann.⁵⁹ Die so gedachte mediale Kommunikationsform entspricht der echt

56 Müller: *Von der Idee der Schönheit* (s. Anm. 42), S. 33.

57 Zur Skizze als »besondere Nebengattung der Studien« s. Schlegel: *Philosophische Fragmente. Zweite Epoche I* (s. Anm. 54), S. 195–321, hier S. 244, Nr. 615.

58 Ebd., S. 226, Nr. 380.

59 Adam Müller: *Kunstkritik. An die Leser des Phöbus*. In: *Phöbus. Ein Journal für die Kunst*. Hg. von Heinrich von Kleist und Adam Müller. Faksimile mit einem Nachwort und Kommentar von Helmut Sembdner. Darmstadt 1961, S. 322–324, Zitate S. 324, S. 322 und S. 324. Zur Bedeutung des Dialogischen für Müllers Denken s. auch Dennis R. Borman: »Adam Muller. On the Dialogic Nature of Rhetoric«. In: *The Quarterly Journal of Speech* 66 (1980), S. 169–181, hier S. 172–174, und Claudia Henn-Schmölders: »Sprache und Geld oder ›Vom Gespräch‹. Über Adam Müller«. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 21 (1977), S. 327–351.

242 republikanischen Sprach- und Stimmenvielfalt, die Müller im Sinn hat; sie entspricht aber auch dem viel zitierten Schlegel'schen Ideal der republikanischen Rede, wiewohl es im berühmten *Lyceums-Fragment* Nr. 65 in der Poesie verortet wird.⁶⁰ Das Journal wäre demnach eine auf vielfältige Weise mit der praktischen Wirklichkeit verbundene literarische Form, die im Rückgriff auf das Ideal des (republikanischen) Gesprächs ins »intellektuell[e] Lebe[n] einer Nation« einzugreifen versucht.

4. Die Erziehung von Ohr und Auge durch Rede und Schrift

Mit dem Ideal des Gesprächs ist der Zeitschrift auch dezidiert der »Werth d[er] Beredsamkeit« eingeschrieben, den sich Schlegel 1799 als Titel für eine Skizze notiert,⁶¹ welche er aber nicht ausführt. Die Romantikforschung hat in den letzten Jahren das Verhältnis von Rhetorik und Romantik neu bedacht, gerade auch im Hinblick auf Schlegels verstreute Überlegungen zu Rhetorik und Beredsamkeit.⁶² Dabei wurde wiederholt auf den Zusammenhang einer oratorischen Rhetorik (bzw. der Klage um ihren Mangel in Deutschland) mit der Idee der Freiheit und mit dem republikanischen Gedanken hingewiesen.⁶³ Es handelt sich dabei freilich nicht

60 Friedrich Schlegel: *Kritische oder Lyceums-Fragmente*. In: *KFSA* 2, S. 147–164, hier S. 155, Nr. 65.

61 Die Skizze ist bei Schlegel eine besondere Nebengattung der Studie. Als weitere Sujets für solche Skizzen benennt Schlegel in derselben Notiz noch die Prinzipien der Geschichte, Reflexionen über Fantasie und Vernunft, Anmerkungen über das Studium des Menschen, über die Bestimmung des Gelehrten sowie über das Zeitalter. Dass für solche Skizzen dann wieder das Journal der geeignete Publikationsort gewesen wäre, ist anzunehmen. Zumal mindestens eine der Skizzen dort auch realisiert wurde: Die Skizze über das Zeitalter erschien unter dem Titel *Signatur des Zeitalters* in der Zeitschrift *Concordia*. S. Anm. 18.

62 Umfassend Peter D. Krause: *Unbestimmte Rhetorik. Friedrich Schlegel und die Redekunst um 1800*. Tübingen 2001.

63 Johannes G. Pankau: *Unendliche Rede. Zur Formulierung des Rhetorischen in der deutschen Romantik*. Oldenburg 1990, S. 11; Peter Schnyder: *Die Magie der Rhetorik. Poesie, Philosophie und Politik in Friedrich Schlegels Frühwerk*. Paderborn u. a. 1999, S. 13 f. und S. 161–165.

um einen genuin romantischen Diskurs, sondern um einen Topos der politischen Aufklärung und der Absolutismuskritik im späten 18. Jahrhundert. So betont etwa Herder, dass es an Beredsamkeit in Deutschland mangle, denn diese »wohnte nur da, wo Republik war, wo Freiheit herrschte, wo öffentliche Berathschlagung die Triebfeder aller Geschäfte und endlich wo Reinigkeit und Anbau der Sprache in der Würde war«.⁶⁴ Dass die Beredsamkeit fehlt, wird demnach sowohl als ein Indiz für die politischen Zustände als auch für mangelnde Sprachpflege gewertet. Jedoch nicht im grammatischen Sinn. Vielmehr steht dahinter die Verbindung von politischer Ordnung mit der Kulturtechnik der Elokution und einer Erziehung des Ohrs. Diese phonozentrische Kritik, die wieder etwas zu tun hat mit der Formung der gesellschaftlichen Einbildungskraft und Signifikanzbildung, setzt sich dann in der Romantik fort. Insbesondere Müller hat sie in seinen *Zwölf Reden zur Beredsamkeit* in alle Richtungen entfaltet. Darauf will ich aus Platzgründen jetzt jedoch nicht eingehen, sondern ich kehre zurück zur Idee, dass die Zeitschrift ein Gespräch mit dem Leser sein soll: Das mag sie noch so sehr versuchen, sie bleibt natürlich ein Printmedium – und folglich ein Gespräch unter »Abwesenden und Nachkommen«.⁶⁵ Als solches unterliegt die Rede den verpönten Bedingungen des Buchdrucks. Wenn aus der Zeitschriften-Lektüre also, statt aus dem geselligen Gespräch, eine spezifisch oder wahrhaft »deutsche Rede« hervorgehen soll, dann heißt das auch: Hier spielen nicht Ohr und orale Formen für die Genese der »langue« eine Rolle, sondern das Auge und die Schrift. Schrift ist aber nicht nur ein Medium, durch das irgendwie Botschaften verschickt werden (kein Medium macht das), sondern die Typographie bildet hier den Ausdruckskörper der Rede. Das ist schon im 18. Jahrhundert unbestritten.

Und so gibt es eine veritable Diskussion um die für die deutsche Rede am besten geeignete Schrifttype. Dabei geht es um nichts

64 Johann Gottfried Herder: *Briefe das Studium der Theologie betreffend*. Bd. 3. Weimar 1786, 42. Brief, S. 241–253, hier S. 248.

65 Müller: *Zwölf Reden über die Beredsamkeit* (s. Anm. 44), S. 327.

weniger als die »Würde d.[es] Buchstabens«⁶⁶ und um die adäquate Gestalt einer »Nationalschrift«.⁶⁷ Man streitet sich darüber, ob nun Antiqua oder Fraktur dem deutschen Auge und der Konstitution der deutschen Sprache und Literatur gemäß ist.⁶⁸ Letztlich geht es dabei um folgende Fragen: Was macht das wahrhaft Deutsche der Kunst und Rede im visuellen Bereich aus? Wie verändern sich Kunst und Rede unter dem Einfluss der Typographie? Was bedeutet dies für die Geistesbildung (die Steuerung der gesellschaftlichen Einbildungskraft)? Was für das kulturelle Kapital?

An dieser Debatte nehmen unter anderen Wieland, Campe, Archenholz, Bertuch und Schlegel teil – Verleger und Zeitschriftenherausgeber. Sie gewinnt um 1800 dadurch an Intensität, dass ab den 1790er Jahren das Preußische Landrecht und verschiedene Klassiker-Ausgaben in Antiqua erschienen,⁶⁹ einige typographische Reformvorschläge gemacht wurden und einzelne Autoren gezielt die lateinische Drucktype von ihren damit keineswegs immer ausgestatteten Verlegern verlangten.⁷⁰ Verbunden mit diesem gezielten Einsatz der Antiqua waren verschiedene Argumente: erstens der Anschluss an die humanistische Tradition, aus der heraus die Antiqua entstanden ist; zweitens der Wunsch nach Angleichung an die fortschrittlicher und zivilisierter erscheinende, überhaupt im gesamten europäischen Raum gängigere Verwen-

66 Schlegel: *Philosophische Fragmente. Zweite Epoche I* (s. Anm. 54), S. 260, Nr. 797.

67 Joachim Heinrich Campe: »Vorrede zu ›Der Einsiedler von Warkworth‹«. In: Ernst Crous: *Die Campe-Fraktur. ›Der Einsiedler von Warkworth‹. Ein Beitrag zur Geschichte der Schriftreform und Literatur des achtzehnten Jahrhunderts*. Berlin 1925, S. 19–24, hier S. 22.

68 Vgl. Schlegel: *Philosophische Fragmente. Zweite Epoche I* (s. Anm. 54), S. 260, Nr. 797. (Schrift und Literatur); zum korrespondierenden Verhältnis von Sprache und Schrift vgl. M.: *Apologie der teutschen Lettern, mit einer Antwort des Herausgebers*. In: *Der Neue Teutsche Merkur* 3 (1793), 9. Stück, S. 99–112, hier S. 100.

69 Ernst Crous (Hg.): *Fraktur oder Antiqua? Zwei Berliner Beiträge zur Schriftfrage aus dem 18. Jahrhundert. Eine Besprechung von Friedrich Nicolai und eine Denkschrift des Preussischen Staatsministers Philipp Karl Graf von Alvensleben*. Berlin 1926, S. 6.

70 S. hierzu insgesamt Christina Kilius: *Die Antiqua-Fraktur-Debatte um 1800 und ihre historische Herleitung*. Wiesbaden 1999, bes. S. 185–251.

dung der Antiqua; drittens die Rücksicht auf ausländische Leser, die sich mit der Fraktur schwertaten;⁷¹ viertens bessere Lesbarkeit und Augenverträglichkeit⁷² auch für die Deutschen sowie – fünftens – ästhetische Gründe: die Fraktur galt vielen als »hässliche Mönchsschrift«.⁷³

Heinrich von Kleist und Adam Müller setzten für den *Phoebus* bewusst die Antiqua ein, während Achim von Arnim, Friedrich Schlegel, aber auch Wieland, der die Antiqua eigentlich bevorzugte, für ihre Zeitschriften die Fraktur wählten, nicht zuletzt, um keine Leser abzuschrecken. Denn die Fraktur galt als Volksschrift. So stellte der Publizist und Schriftsteller Johann Wilhelm Archenholz 1793 fest: »[D]er grosse Hauffen der ungelehrten Leser [...] will keine lateinischen Lettern zu deutschen Worten, weil er diese nur unter den gewohnten Formen ausgedrückt sehen mag.«⁷⁴ Deutsche Worte müssen in gewohnter Form erscheinen, um gelesen zu werden. Ist dies nicht der Fall, steht die Lektüre selbst, die Geistesbildung, ja das Projekt der Aufklärung in Frage. Das kulturelle Kapital der Literatur würde wertlos. Ganz abgesehen von den finanziellen Einbußen, die befürchtet werden.

71 Friedrich Justin Bertuch: »Mein Votum über lateinische und teutsche Lettern, als Typographische Mode betrachtet«. In: *Journal des Luxus und der Moden* 8 (Dezember 1793), S. 622–634, hier S. 630 und S. 634. Vgl. auch Campe: *Vorrede zu ›Der Einsiedler von Warkworth‹* (s. Anm. 67), S. 20.

72 Gegen das Argument, dass die Antiqua leichter zu lesen sei, äußern freilich manche den Vorwurf, die Antiqua ermüde mit ihrer Gleichförmigkeit in Strich und Rundung die Augen stärker als die Fraktur mit ihren mannigfaltigen, eckigen Abwechslungen und scharfen Strichen. S. etwa M.: *Apologie der teutschen Lettern* (s. Anm. 68). Wieland nennt das den »okulistische[n] Vorwurf« (ebd., S. III).

73 Bertuch: *Mein Votum über lateinische und teutsche Lettern* (s. Anm. 71), S. 623; Campe spricht von der geschmacklosen und barbarischen Form (Campe: *Vorrede zu ›Der Einsiedler von Warkworth‹* [s. Anm. 67], S. 20).

74 Eine vollständige Umstellung auf die Antiqua wäre daher ein Rückschlag für Aufklärung und Geisteskultur auf viele Jahre hinaus (Johann Wilhelm von Archenholz: »Zur Geschichte des deutschen Bücherwesens«. In: *Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts* 7 [1793], S. 186–192, hier S. 189). Vgl. auch Anonym: »[Rezension]«. In: *Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek* 9 (1794), 2. Stück, H. 6, S. 350–364, hier S. 354.

Doch speziell den Romantikern geht es beim Einsatz der Fraktur natürlich auch noch um etwas Anderes: nämlich genau um jenes mittelalterliche optische Design, das dem Verdikt von der hässlichen Mönchsschrift zugrunde liegt. Friedrich Schlegel etwa betont 1813 mit Nachdruck die besondere »Kunst und Schönheit« der Fraktur, die mit ihren Verzierungen an die altdeutsche oder gothische Handwerks- und Baukunst erinnere und sich ebenso wohltuend wie diese von modernen Formen absetze.⁷⁵ Die lateinischen Lettern hingegen seien »häßlich und dem Auge jederzeit widerwärtig«.⁷⁶ Gerade die Großbuchstaben, die nun einmal für die deutsche Rede und Orthographie besonders benötigt würden, seien viel zu »gradlinicht, schroff und scharfwinklicht«.⁷⁷ Und die Großschreibung ist für Schlegel nicht verhandelbar. Sie gehört für ihn zur innersten Natur der deutschen Sprache, weil mit ihr die »Substantive als das Wichtigste, gleichsam als die handelnden Personen im Drama des Vortrags«⁷⁸ erscheinen. Eine Umstellung auf Kleinschreibung wäre eine »wahre Verstümmelung unsrer Sprache«.⁷⁹ Jakob Grimm setzt diese dennoch 1822 mit einem Antiqua-Satz seiner *Deutschen Grammatik* nahezu programmatisch in Szene.

Dass die Form der Schrift inklusive Orthographie wesentlich zur »langue« gehört, dass sie den visuellen Ausdruck einer inneren Natur der Sprache und eines damit verbundenen deutschen Geistes und Gemüts bilden, ist durchaus nicht nur die Auffassung Friedrich Schlegels,⁸⁰ auch wenn dieser schon früh über

75 Friedrich Schlegel: »Zusätze des Herausgebers« [zu G. Schwarzott: *Ein deutsches Wort gegen die unteutschen, widersinnigen, oder willkürlich neugeschaffenen sinn- und gehaltlosen Kunstausrücke in heuttägigen Schriftverhandlungen; besonders nach philosophischer und heilkundiger Beziehung*]. In: *Deutsches Museum* 2 (1813), 1, 2, S. 128–139, hier S. 132.

76 Ebd., S. 130.

77 Ebd., S. 131.

78 Ebd., S. 130.

79 Ebd.

80 Goethe sieht in der Fraktur die Offenbarung des deutschen Gemüts (Karl-Heinz Göttert: »Wider den toten Buchstaben. Zur Problemgeschichte eines Topos«). In: Friedrich Kittler/Thomas Macho/Sigrid Weigel [Hg.]: *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme*. Berlin 2008, S. 93–114, hier S. 111).

eine »*Apologie d[es] Buchstabens*« nachdenkt, »d.[er] als einziges ächtes *Vehihkel d[er] Mittheilung sehr ehrwürdig ist*«. ⁸¹ Vielmehr kommentiert Schlegel hier als Herausgeber eine in die gleiche Richtung zielende Abhandlung, die 1813 im *Deutschen Museum* erschienen ist. In ihr setzt sich der Philosoph und Chirurg Georg Schwarzott für die »Läuterung und Veredelung« der Muttersprache, dem »Zeugungskeim von allgemeiner Volkseigenthümlichkeit«, und für die damit verbundene Wiedergeburt einer »Teutschheit« ein. ⁸² Offenbar ganz im Sinn von Müllers Überlegungen wendet Schwarzott sich zunächst einmal gegen eine gleichsam private Kunstsprache und prangert Schreibende an, die auf fremde Ausdrücke zurückgreifen oder Neologismen bilden und so die Dinge mit »einer griechisch-lateinischen oder gar chinesisch-teutschen Wortbrühe« überziehen. ⁸³ Diesen Schreibenden sei das Handwerk zu legen und mit strafendem Tadel oder gar Züchtigung gegen sie vorzugehen. ⁸⁴ Die Abhandlung mündet dann, irgendwie konsequent, in einen Angriff auf die Verwendung lateinischer oder französischer Buchstaben statt der deutschen Lettern. Die kantigere und kraftvolle Frakturschrift entspräche nämlich ganz den rauen, harten Lauten der deutschen Sprache, die dann in der Aussprache der Gebildeten und in der Kunst der Dichter ihre klangliche und visuelle Schönheit entfalten. Ein Wechsel zur runderen und – wie es bei Schwarzott heißt – unmännlichen Antiqua bedeute hingegen Verweichlichung, Effeminierung – kurz: Schwächung. »Möge [...] der Teutsche [...] nie seine Kraft und selbständige Volkseigenthümlichkeit, weder im Buchstaben, noch im Worte, noch in That opfern.« ⁸⁵

81 Friedrich Schlegel: *Philosophische Fragmente. Erste Epoche I*. In: *KFSA* 18, S. 1–16, hier S. 5, Nr. 15.

82 G[eorg] Schwarzott: »Ein deutsches Wort gegen die unteutschen, widersinnigen, oder willkürlich neugeschaffenen sinn- und gehaltlosen Kunstausrücke in heuttägigen Schriftverhandlungen; besonders nach philosophischer und heilkundiger Beziehung«. In: *Deutsches Museum* 2 (1813), 1, 2, S. 109–128, hier S. 110 und S. 112.

83 Ebd., S. 116.

84 Ebd., S. 125 und S. 116.

85 Ebd., S. 127 f.

Auch in den Lettern herrscht also deutscher Stil und Kunstgeist, folgert Schlegel aus dieser Apologie des deutschen Buchstaben.⁸⁶ Die Materialität der Schrift gehört offensichtlich ebenso zum kulturellen Kapital wie die durch sie ausgedrückte Rede selbst. Sie ist aber auch ein Mechanismus zur Erzeugung kultureller Signifikanz, nämlich eines bestimmten Wertes namens Teutschheit: männlich, energisch, eigentümlich, den rauen Klang mit dem schönen Ausdruck der Rede verbindend. Am Ende entscheidet die Wahl der richtigen Schrifttype ebenso über die richtige Konstruktion des Deutschen wie über die Ausbildung eines fantasmatischen Nationalcharakters. Sie ist somit Teil jener praktischen Wirklichkeit, an die sich die Literatur anschließen muss, wenn sie in das intellektuelle Leben einer Nation, gar in Staatsschicksale steuernd eingreifen und dadurch zugleich wieder eine neue Literatur, neue gesellschaftliche Imaginationen und Signifikanzen erzeugen will.

86 Schlegel: *Zusätze des Herausgebers* (s. Anm. 75), S. 132.